

Lisa Wille

Brüchige Aufstiegsversprechen und soziale Exklusionsangst in Kristine Bilkau's *Die Glücklichen* und Deniz Ohdes *Streulicht*

1 Einführung

Zu den großen Versprechen der deutschen Nachkriegszeit zählt das meritokratische Narrativ ‚Aufstieg durch Leistung‘. Mit dem Wirtschaftswunder der 1950er und 1960er Jahre sowie der sozialen Marktwirtschaft galt das Proletariat als obsolet und die soziale Frage als überwunden.¹ Spätestens seit den 1970er Jahren etablierte sich dann ‚Aufstieg durch Bildung‘ als Leitmotiv der bundesdeutschen Bildungs- und Sozialpolitik. Bis heute prägt die Vorstellung einer ‚nivellierten Mittelstandsgesellschaft‘,² in der soziale Mobilität durch Leistung und nicht durch Herkunft bestimmt wird, das gesellschaftliche Selbstverständnis. Mit der Liberalisierung des Arbeitsmarktes in den 1990er Jahren und den Folgen einer sich über Leistung definierenden Gesellschaft zeichnet sich gegenwärtig jedoch ein gesellschaftliches Panorama ab, das von Prekarisierungserfahrungen beeinflusst ist. Der ‚Gesellschaftsvertrag‘, der die Stabilität einer Existenz in der Mittelschicht und die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs durch eigene Leistung garantierte, befindet sich in der Auflösung.

Seit der Jahrtausendwende wird die Bezeichnung ‚Prekariat‘ immer wieder verwendet, um nicht nur auf grundlegende Umbrüche auf dem Arbeitsmarkt, sondern vor allem auch im sozialen Gefüge der Gesellschaft hinzuweisen.³ Der Begriff Prekariat,⁴ ein Neologismus aus Prekarität und Proletariat, hat längst Ein-

1 Der vorliegende Beitrag enthält Textteile meines Aufsatzes: Precarious Lives and Social Decline in Marlene Streeruwitz's *Jessica*, 30. and Kristine Bilkau's *Die Glücklichen*, in: Representing Social Precarity in German Literature and Film, hg. von Sophie Duvernoy, Karsten Olson und Ulrich Plass, New York und London 2023, 277–295.

2 Helmut Schelsky, Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft, in: Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse, hg. von Heike Solga, Justin Powell und Peter A. Berger, Frankfurt a. M. und New York 2009, 201–206, hier: 202.

3 Vgl. Klaus Kraemer, Ist Prekarität überall?, in: Von „Neuer Unterschicht“ und Prekariat. Gesellschaftliche Verhältnisse und Kategorien im Umbruch. Kritische Perspektiven auf aktuelle Debatten, hg. von Claudio Altenhain, Anja Danilina, Erik Hildebrandt et al., Bielefeld 2008, 139–150, hier: 139.

4 Der Begriff Prekariat wurde zuerst im Italienischen geprägt (*precarito*), dann ins Französische übernommen und von dort ins Deutsche und Englische übertragen.

zug in die mediale Öffentlichkeit und Alltagssprache gehalten. Dies wird unter anderem durch die Aufnahme des Lemmas Prekariat seit 2009 im Duden bestätigt. Damit ist jener „Bevölkerungsteil [gemeint], der, besonders aufgrund von anhaltender Arbeitslosigkeit und fehlender sozialer Absicherung, in Armut lebt oder von Armut bedroht ist und nur geringe Aufstiegschancen hat“.⁵ Mit anderen Worten, das Leben der Menschen dieser „*neue[n] gesellschaftliche[n] Zwischenschicht*“ ist sozial entsichert, sie müssen sich „durch das unwegsame Gelände von Minijobs, Praktika, Leiharbeit, befristeten Tätigkeiten und staatlichen Unterstützungsleistungen“ kämpfen.⁶ Auch Prekarität ist im Duden als Lemma vertreten und bezeichnet die „Gesamtheit der Arbeitsverhältnisse ohne soziale Absicherung“ sowie eine „schwierige Lage; [eine] problematische soziale Situation“.⁷ Ersteres wurde erst vor Kurzem als semantische Erweiterung des Begriffs Prekarität hinzugenommen.

Nicht selten wird im Zusammenhang mit dem Begriff Prekariat von der neuen Form einer ausgebeuteten Klasse gesprochen. Dem Klassenbegriff inhärent ist jedoch eine Einheitlichkeit und kollektive Amalgamierung, die beim Prekariat tendenziell so nicht vorzufinden ist. Vielmehr handelt es sich um eine zersplitterte Masse, die aus den unter dem Begriff Prekariat subsumierten Gruppierungen besteht. So gibt es deutliche Unterschiede zwischen arbeitslosen Jungakademiker:innen und unausgebildeten Paketzulieferer:innen. In diesem Zusammenhang wird häufig auch von einem neoliberal geprägten Prekariat gesprochen, das sich vorwiegend aus Einzelkämpfer:innen und Konkurrent:innen zusammensetzt.⁸ Die neoliberale Prägung zeigt sich überdies in der Wahrnehmung des Prekariats als individuellem Phänomen, das auf die eigene Unzulänglichkeit zurückgeführt

5 Duden online, Prekariat, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Prekariat> (02.04.2025).

6 Berthold Vogel, Das Prekariat – eine neue soziale Lage?, in: Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, hg. von Robert Castel und Klaus Dörre unter Mitarbeit von Peter Bescherer. Frankfurt a. M. und New York 2009, 197–208, hier: 201.

7 Duden online, Prekarität, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Prekaritaet> (02.04.2025).

8 Der Soziologe Klaus Dörre unterscheidet in diesem Kontext zwischen „Prekarität der Beschäftigung (Arbeitskraftperspektive) und der Prekarität von Arbeit (Subjekt- bzw. Tätigkeitsperspektive)“. Diese begriffliche Differenzierung impliziert, dass höchst unterschiedliche Variationen von Prekarität denkbar sind. Eine unsichere Beschäftigung kann beispielsweise im universitären oder künstlerischen Bereich mit kreativer, sinnerfüllter Arbeit verbunden sein. Umgekehrt ist ein unbefristeter Arbeitsvertrag im Niedriglohnsektor mit einem prekären Einkommen, hochgradig fremdbestimmter Tätigkeit, hohen physischen und psychischen Belastungen sowie geringer Wertschätzung kombinierbar. Eine wechselseitige Verstärkung beider Grundformen von Prekarität ist ebenfalls möglich.“ (Klaus Dörre, Prekarität – eine Frage der Klasse? Zum Formwandel unwürdiger Lohnarbeit, in: Bürger & Staat. Prekäres Leben. Arbeitswelten in Verunsicherung 74 (2024), H. 2, 82–90, hier: 83).

wird, ganz im Sinne des Mottos: ‚Jeder ist seines Glückes Schmied‘ – an welches wiederum das Versprechen ‚Aufstieg durch Bildung‘ anknüpft. Dieses Versprechen rekurriert nicht zuletzt auf die vermeintliche Gleichung, dass die Investition in eine hochqualifizierte Ausbildung per se eine Investition in eine ökonomisch gesicherte Zukunft sei. Es scheint, als ob sich das Prekariat in der Gesellschaft von einer Ausnahme zur Norm gewandelt hat.⁹ In diesem Kontext können gesellschaftliche Prekarisierungsprozesse auch mit einer emotionalen Prekarität einhergehen: Wenngleich die individuelle, rein objektive ökonomische Situation im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen besser zu sein scheint, kann dennoch die subjektive Perspektive, sich prekär zu fühlen, dominieren. Vor allem die Mittelschicht ist davon betroffen. Das Gefühl der Prekarität korreliert oftmals mit einer Situation des ‚Dazwischenseins‘: sich weder im Bereich des Aufstiegs und einer abgesicherten Existenz verorten zu können noch im Bereich völliger gesellschaftlicher Exklusion und Armut. Prekarität ist daher immer auch relational zu sehen und variiert je nach den existenten Arbeits- und Lebensstandards sowie der konkreten individuellen Situation. Vor diesem Hintergrund wird ein großer Teil der Gesellschaft seit einigen Jahren massiv von dem Gefühl der Angst geprägt, wie es auch der Soziologe Heinz Bude in *Die Gesellschaft der Angst* (2014) festgestellt hat. Mit Blick auf die sogenannte Mehrheitsgesellschaft konstatiert Bude speziell eine in der jungen Generation allgegenwärtige Angst vor dem Scheitern, vor dem Rausfallen aus der Mittelschicht. Angst hätten „diejenigen, die was zu verlieren haben, die eine Ahnung davon besitzen, was passieren kann, wenn man die falsche Wahl trifft, die sich in ihrer Position auf der sozialen Leiter unsicher fühlen“.¹⁰ Mehr noch:

Heute schützt einen selbst ein medizinisches Staatsexamen oder der einstmals so honorierte Dr. phil. nicht davor, in eine bedrängte Lage zu geraten und in seiner durch Bildung, Einkommen und Beruf definierten Welt der Wertschätzung den Anschluss zu verlieren. Es gibt vermehrt Bildungsverlierer aus bildungsreichen Milieus und Berufsversager aus Aufsteigerfamilien.¹¹

9 DWDS-Wortverlaufskurve für „Prekariat“, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache: <https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=zeitungenxl&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=1&prune=0&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1946%3A2021&q1=Prekariat> (02.04.2025), vgl. zudem Oliver Marchart (Hg.), *Facetten der Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Verhältnisse. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Prekarisierung von Arbeit und Leben*, Bielefeld 2014.

10 Heinz Bude, *Die Gesellschaft der Angst*, Hamburg 2014, 60.

11 Bude, *Die Gesellschaft der Angst*, 72.

Auch der Soziologe Oliver Nachtwey spricht in *Die Abstiegsgesellschaft* (2016) mit Blick auf die Gegenwart von „einer Gesellschaft, in der die kollektive Angst vor dem sozialen Abstieg allgegenwärtig zu sein scheint“,¹² indem er konstatiert, dass „aus der Gesellschaft des Aufstiegs und der sozialen Integration [...] eine Gesellschaft des sozialen Abstiegs, der Prekarität und Polarisierung geworden“¹³ ist, die in einer erneuerten Klassengesellschaft mündet. Bezeichnenderweise schreibt er der Literatur zu, ein „sensibler Seismograf für diesen Wandel“¹⁴ zu sein. Denn wenn „die Literatur von der sozialen Gegenwart [erzählt], schildert sie Geschichten des Scheiterns, der Unsicherheit, Abstiege und Abstürze“.¹⁵

Die Gegenwartsliteratur als jener Ort, an dem strukturelle Ungleichheit und die Entkoppelung von gesellschaftlicher Teilhabe aufgezeigt, reflektiert und erfahrbar gemacht werden, hinterfragt das tradierte Aufstiegsversprechen zunehmend kritisch. Romane wie Kristine Bilkaus *Die Glücklichen* (2015)¹⁶ und Deniz Ohdes *Streulicht* (2020)¹⁷ beleuchten den ‚Aufstieg durch Bildung‘ als neoliberales Paradigma und machen damit zusammenhängende Erfahrungen sozialer Ungleichheit und Prekarität sichtbar, die sich in Gefühlen von Unsicherheit und Verunsicherung ausdrücken. Während *Die Glücklichen* von der Angst vor dem sozialen Abstieg und Herausfallen aus dem akademischen Selbstverwirklichungsmilieu erzählt, handelt *Streulicht* von der Klassenscham sowie der Schwierigkeit des sozialen Aufstiegs aus der sogenannten Unterschicht.

Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern ‚Aufstieg durch Bildung‘ als radikale Absage an neoliberale Aufstiegsversprechen und den Topos der Chancengleichheit in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur verhandelt wird. Dazu werden die Romane *Die Glücklichen* und *Streulicht* einer näheren Betrachtung unterzogen. Beide verhandeln ähnliche Topoi (wie existenzielle Unsicherheit und soziale Prekarität), beleuchten zugleich jedoch aus divergierenden Blickwinkeln sowohl den vermeintlichen Klassenaufstieg als auch den gefürchteten Klassenabstieg. Durch eine Gegenüberstellung der beiden Texte lassen sich potenzielle Entwicklungen und Intensivierungen dieser Topoi herausarbeiten. Von Interesse ist dabei, welches Wissen die Literatur über das Phänomen des Klassenwechsels bereithält und welche Erkenntnisse sich durch ein *Close Reading*

12 Oliver Nachtwey, *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*, 8. Aufl., Frankfurt a. M. 2018 [1. Aufl. 2016], 7.

13 Nachtwey, *Die Abstiegsgesellschaft*, 8.

14 Nachtwey, *Die Abstiegsgesellschaft*, 8.

15 Nachtwey, *Die Abstiegsgesellschaft*, 9.

16 Kristine Bilkau, *Die Glücklichen*. Roman, 3. Aufl., München 2017 [= G].

17 Deniz Ohde, *Streulicht*, Frankfurt a. M. 2020 [= SL].

gewinnen lassen. Von Bedeutung sind insbesondere auch damit einhergehende Affekte wie Sozialneid, Herkunftsscham und Klassenstolz.

2 Kristine Bilkau: *Die Glücklichen* (2015)

Der Roman *Die Glücklichen* erzählt die Geschichte von Georg und Isabell, einem Paar der urbanen Mittelschicht Ende dreißig/Anfang vierzig, die erst vor Kurzem Eltern geworden sind, beide ihren Traumberuf ergriffen haben, in einer weitläufigen Altbauwohnung mit Flügeltür leben und sich zu den Glücklichen zählen – bis beide kurz nacheinander ihren Job verlieren und vom sozialen Abstieg bedroht sind. Formal arbeitet der Roman mit einer mehrdimensionalen Perspektivierung, indem die Kapitel zwischen der Perspektive von Georg und Isabell hin- und herwechseln. Diese Erzählform ermöglicht die Innenschau beider Figuren und somit ihre latent ansteigende Abstiegsangst in den kleinsten Nuancen mitzuverfolgen. Der Text untergliedert sich in zwei Teile, *I. Teil (Bald ist Winter)* umfasst die Kapitel 1 bis 19, *II. Teil (Wir haben Frühling)* die Kapitel 20 bis 41. Während der erste Teil der Handlung die unsichere Arbeitssituation thematisiert und ein soziales Bedrohungsszenario entwirft, erzählt der zweite Teil von der Arbeitslosigkeit und dem sukzessiv voranschreitenden sozialen Abstieg.

Die Gegend, in der das Paar lebt, entspricht dem Bild eines großstädtischen Szeneviertels, wie man sie in deutschen Großstädten wie Hamburg oder Berlin findet. In zentraler Nachbarschaft zu ihrer Altbauwohnung befinden sich unter anderem ein Yogastudio, ein Feinkostladen mit Bistro sowie ein *Concept Store* mit überteuerten Dingen („Rosenseife aus Portugal, Alpaka-Decken aus Norwegen, Strickpullis einer südfranzösischen Manufaktur“, G, 10) – das „alles [ist] ihr Zuhause“ (ebd.). Georg und Isabell wohnen behaglich, privilegiert und unbeschwert. Der gutsituierte, bürgerliche Lebensstil, den sie bei abendlichen Spaziergängen in den Altbauwohnungen und Häusern der anderen beobachten können (sie erblicken volle Bücherregale, stilvolle Deckenlampen und bunte Vorhänge in Kinderzimmern; vgl. G, Klappentext), zeugt von einem ‚guten Leben‘ und der Zugehörigkeit zur urbanen Mittelschicht. Nicht nur der Konsum spielt dafür eine wichtige Rolle – auch der Vergleich mit anderen und eine relative Deprivation wird spätestens mit ihrer Arbeitslosigkeit und zunehmenden Prekarität allgegenwärtig. Denn auf einmal müssen sie auf ihr vormals distinktives Konsum- und Freizeitverhalten wie Kino, Restaurantbesuche, Lieferservice und Bioprodukte verzichten (vgl. G, 199).

Isabell ist Cellistin und arbeitet in einem Musicalorchester. Das entspricht zwar nicht ihren Idealvorstellungen (dazu gehörten ein Plattenvertrag oder ein renommiertes Quartett), aber Isabell ist grundsätzlich zufrieden, da sich ihre

berufliche Selbstverwirklichung mit ihrer Mutterschaft vereinbaren lässt – während der abendlichen Konzerttermine kümmert sich Georg um den gemeinsamen Sohn Matti, der etwas älter als ein Jahr ist. Als Isabell nach der Elternzeit wieder zu arbeiten anfängt, fühlt sie sich im Orchester fremd, obwohl sie sich selbst einredet: „[E]s gibt keinen Grund sich zu fürchten, sie ist hier, den dritten Abend nach einer langen Pause, sie ist hier, als wäre sie nie weg gewesen“ (G, 15). Alles ist ihr vertraut und doch misslingt ihr Wiedereinstieg: Für Isabell werden der Druck und die Anspannung zu groß, sodass ihre Hände beim Solo zu zittern beginnen, „jeder konnte ihr dabei zusehen: Sie hatte den Klang verloren, und die Leichtigkeit“ (G, 18). Von da an kommt das Zittern regelmäßig, wenn es nicht kommen darf (vgl. G, 25), und Isabell ahnt schnell, dass sie das um den Job bringen kann, sollte sie ihr ‚Defizit‘ nicht in den Griff bekommen. Die eigene Unzulänglichkeit, das Zweifeln am eigenen Können wird im Laufe des Romans zunehmend flagrant; etwa dann, als Isabell ein Stück von Pablo Casals hört, „der lebenslang unter Auftrittsangst litt, aber geschadet hat es ihm nicht, einem Genie kann die Angst nichts anhaben“ (G, 81). Neoliberale Implikationen offenbaren sich, wenn der Misserfolg allein auf die vermeintlich persönliche Schwäche zurückgeführt wird: „Das Zittern ist *ihre* Schwäche, *ihre* Schuld“ (G, 211).

Im Orchester herrscht ein gnadenloser Konkurrenzdruck, der über das musikalische Talent hinausgeht und auch die Vertragssituation tangiert. So fragt etwa ‚die erste Geige‘ Alexander die ‚zweite Geige‘ Sebastian hämisch, ob dessen Vertrag schon verlängert sei: „Mach *das* mal klar, dann bist du weniger frustriert. Ihr seid ja alle so verspannt!“ (G, 101), und Isabell spekuliert wenig später mit Unbehagen: „Alexanders Vertrag wurde verlängert, wieso eigentlich jetzt schon? Wieso nur seiner?“ (G, 103) Zugleich wird Isabells Zeitvertrag durch die Digitalisierung bedroht – einige Streicher des Orchesters (welches zunehmend schrumpft) wurden bereits nicht weiter beschäftigt, da man ihre Stimmen problemlos digital nachstellen konnte (vgl. G, 233). Auch Isabells Vertrag wird nach ihrer Krankenschreibung nicht erneuert, welche sie nur kurze Zeit nach der Elternzeit als Vorwand genommen hat, um sich eine Auszeit von der psychischen Belastung zu nehmen, denn „sie ist unsagbar müde“ (G, 108). Bei ihrer Problematik handelt es sich um „kein unkontrolliertes Zittern“, ganz im Gegenteil: „[E]s kommt auf den Punkt genau, wenn sie verwundbar ist“ (G, 79). Das Zittern ist im Text hochgradig metaphorisch aufgeladen, denn es ist nicht nur in Isabells Händen existent, es steht symptomatisch für die Angst und das Zittern um die existenzielle Zukunft.

Auch Georg betrifft dieses Zittern: Über die Tageszeitung, bei der er festangestellt ist und über die er bereits Insolvenzgerüchte vernommen hat, liest er im Netz: „*Das Ende droht. Zittern in der Krise. Kurz vor dem Aus. Verkauf auf der Kippe.*“ (G, 113) Diese Gerüchte wecken in ihm eine tiefe Nervosität, er fühlt „ei-

ne[] Anspannung im Nacken, die ihn niederdrückt.“ (Ebd.) Georg hat als Zeitungsredakteur ebenfalls seinen Wunschberuf gewählt und ist damit grundsätzlich zufrieden, obwohl er kein Auslandskorrespondent geworden ist. Und auch Georgs Berufsfeld wird durch Krisen umstrukturiert: So kann er seiner Kernaufgabe, Reportagen zu verfassen, kaum noch nachgehen, denn „für das Unterwegssein bleibt immer weniger Zeit“ (G, 69). Stattdessen organisiert und redigiert er die Texte anderer und muss „Tabellen mit Themenplänen pflegen“ (ebd.); er sitzt „jeden Tag am Schreibtisch und in Konferenzen“, denn „die knappe Belegschaft muss anwesend sein“ (ebd.). Nur selten kann Georg noch selbst rausfahren und recherchieren – im Roman interviewt er bezeichnenderweise für eine Story ein Aussteigerpärchen auf einem alten Aussiedlerhof. Georgs

Arbeit ist geprägt worden von dem Wort *Defizit*, das Produkt sei *defizitär*, mindestens zweimal im Jahr erklärt ihnen das jemand aus dem Management, und es klingt dann, als wären sie eine Horde Kinder, die dankbar sein sollte, dass sie noch jemand mit Müh und Not durchfüttert. (Ebd., Hervorhebung im Original)

An dieser Stelle wird auf die sogenannte Pressekrise rekurriert, die Georgs Branche betrifft und auch in anderen Gegenwartstexten verarbeitet wird – wie in dem unter dem Pseudonym Robert Kisch veröffentlichten und von einem ehemaligen Journalisten geschriebenen Tatsachenroman *Möbelhaus* (2015),¹⁸ der von „seine[m] eignen sozialen Abstieg von der Edelfeder zum Möbelverkäufer“¹⁹ berichtet. Beispielhaft geht es dabei um den „Wandel einer ganzen Branche, die noch vor wenigen Jahren berufliches Prestige, selbstbestimmte Tätigkeiten und gute Einkommen versprach. Diese Welt des Journalismus gibt es so nicht mehr – oder allenfalls noch für wenige.“²⁰ Auch wenn Georg zwar über eine Festanstellung verfügt, wird ihm diese langfristig nichts nützen. Nachdem das Verlagshaus verkauft wurde und die Belegschaft über die neue Situation aufgeklärt wird, erklärt der Berater der Chefredaktion, dass man alle Möglichkeiten durchgerechnet hätte, Kündigungen aber unvermeidbar seien. In diesem Moment rutscht ihm die beiläufige Bemerkung raus: „Das muss Ihnen auch klar gewesen sein.“ (G, 127) Für Georg birgt dieser Ausrutscher „eine Gnadenlosigkeit, die als selbstverständlich gelten soll. Als wäre die Tatsache, dass sie hier arbeiten, dass sie auf eine Perspektive hoffen und nun im Ungewissen hier sitzen, nichts als ihr eigener dummer Fehler“ (ebd.). Als schließlich auch Georg seine Arbeit verliert, wird für ihn und Isabell deutlich: „Es geht wirklich abwärts“ (G, 221–222).

¹⁸ Robert Kisch, *Möbelhaus*. Ein Tatsachenroman, München 2015.

¹⁹ Nachtwey, *Die Abstiegsgesellschaft*, 9.

²⁰ Nachtwey, *Die Abstiegsgesellschaft*, 9.

Für das spätmoderne Subjekt – wie es von Georg und Isabell vertreten wird – konstatiert der Soziologe Andreas Reckwitz in *Das Ende der Illusionen* (2019),²¹ dass es sich nicht nur aus dem Wunsch nach Selbstverwirklichung konstituiert (wie es sich um 1800 als romantisches Ideal entwickelt hat), sondern auch aus dem Anspruch auf einen hohen sozialen Status qua Leistung und qua Investition (wie es durch das ‚bürgerliche‘ Ideal geprägt wurde). Für Reckwitz vereinen sich diese Pfeiler der spätmodernen Subjektkultur seit dem 21. Jahrhundert „idealtypisch in der neuen, gutausgebildeten Mittelklasse der westlichen Metropolregionen“.²² Die Vorstellung, sozialen Status qua Leistung und Investition zu erlangen, hat sich besonders in dem Versprechen ‚Aufstieg durch Bildung‘ manifestiert.

Georg ist so ein Aufsteigerkind, er kommt aus einfachen Verhältnissen und hat als einziger aus seiner Familie einen höheren Bildungsabschluss – anders etwa als sein Vater „mit seiner bildungsfernen Ehrfurcht“ (G, 45), der das Elektrogeschäft *Radio und Fernsehen* betrieb und im Roman zusammen mit Georgs Mutter Erika für die vergangene Ära der industriellen Moderne steht. Georg verkörpert das Paradigma des sozialen Aufstiegs durch Bildung, jedoch wird dieses Paradigma im Text als brüchig und illusionistisch entlarvt. Nachdem er darauf gesetzt hat, dass sich seine hochqualifizierte Ausbildung und die beruflichen Anstrengungen durch ökonomische Sicherheit rentieren würden, befindet er sich mit 42 Jahren in beruflicher und ökonomischer Stagnation und Desillusion. Er nimmt sich selbst als „Versager“ (G, 238) wahr und findet „keine Antwort darauf, womit er in Zukunft sein Geld verdienen soll“ (G, 199). Anders als seine ehemaligen Kollegen, denen „alles so mühelos zu gelingen [scheint], weitermachen, neu anfangen, der nächste Job ist immer der beste“ (ebd.), fühlt sich Georg, wenn er an sie denkt, „kränklich, beschädigt, disqualifiziert, und das selbst verschuldet“ (ebd.). Die Jobs, die ihm angeboten werden, entsprechen nicht seinem Qualifikationsniveau. So findet er sich bei einem Bewerbungsgespräch für die Stelle als „Lokalreporter – vorerst ohne Festanstellung, aber mit Aussichten auf mehr“ (G, 177) in einer 70 Kilometer entfernten Kleinstadt wieder. Als Georg sein potenzielles Gehalt erfährt, zwingt er sich

ein sportliches Lächeln ab. Eigentlich hätte er lachen müssen, wie über einen schlechten, nein, einen gelungenen Scherz, er war zu qualifiziert und auch zu alt, um mit dem Angebot einverstanden sein zu dürfen. Aber was half es, fünf Monate lang hatte er versucht, sich nicht unter Wert zu verkaufen, mit dem Ergebnis, dass er sich gar nicht verkauft hatte. (G, 178)

21 Andreas Reckwitz, *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*, 6. Aufl., Berlin 2020.

22 Reckwitz, *Das Ende der Illusionen*, 210.

Da die Bezahlung nicht ausreicht, um die Kosten des Pendelns in Kauf zu nehmen, bleibt nur eine Option: „Sie müssten dort leben.“ (G, 179) Die Vorstellung, „in einer beliebigen Kleinstadt, in einem kleinen Haus zu wohnen, das höchstwahrscheinlich einen Spottpreis an Miete kosten würde“ (ebd.), verführt Georg dazu, in Gedanken ein neues Leben durchzuspielen und eine Exit-Strategie für seine Familie zu entwickeln. „Die Möglichkeit fasziniert ihn“ (ebd.), er malt sich das Leben als Kleinfamilie in der Kleinstadt aus, wo nichts so aussieht, „als würde sich an dem Zustand bald etwas ändern“ (ebd.). Der Preis jedoch wäre der Verzicht „auf alles, was sie gewohnt sind“, aber dafür würden sie „Sorglosigkeit. Sicherheit. Freiheit“ erhalten, „eine Freiheit, die nur er verstehen würde. Die Freiheit, ein kleinbürgerliches, überschaubares Leben zu führen. Ja, überschaubar! In einem Rahmen, der ihn nicht überforderte“ (ebd.). Der Zustand der Erschöpfung und Überforderung sind Merkmale des spätmodernen Subjekts, wie sie im Text maßgeblich an Isabells Arbeitsunfähigkeit exemplifiziert werden, aber auch Georg erlebt diese, den die Situation dazu zwingt,

nachts wach zu liegen und sich um die immer selben Fragen zu drehen. Wie lange würden sie so durchhalten? Was würden sie machen, wenn es nicht mehr ging? Wo würden sie eine Wohnung finden? Wer würde sie überhaupt nehmen? Zwei Arbeitslose. Alles, was er wollte, war [...] [e]in überschaubares Leben [zu] führen. (G, 179–180)

Die Erschöpfung über die anhaltende Situation, der drohende Abstieg ins Prekariat und die schleichende Angst vor dem sozialen Absturz zermürben und entfremden Isabell und Georg voneinander und führen zu einer ernsten Beziehungskrise. Beide erweisen sich als unfähig, miteinander über ihre Emotionen und Ängste zu sprechen. Stattdessen schreiben sie sich gegenseitig die Schuld an ihrer misslichen Lage zu und versinken in eskapistische Alternativwelten: Während sich Georg in Immobilienportale flüchtet und diese nach entlegenen ansehnlichen Häusern in Italien – *dem* deutschen Sehnsuchtsort der 1950er/1960er Jahre – oder auf dem Land durchforstet, vertieft sich Isabell in soziale Netzwerke und verfolgt die geposteten Bilder einer ihr unbekannten Familie, die regelmäßig ihr fröhliches, unbeschwertes Leben teilt. Bezeichnenderweise bessert sich ihre Beziehung erst, als Georg eine vorläufige Zusage erhält, die sie als Kleinfamilie mit einem Mittagessen in einem vornehmen Restaurant feiern. „Georg will ein mindestens sechs Wochen gereiftes Steak essen, sie wird Rotwein trinken“ und „den Tag mit einem angenehmen Schwindel verbringen, ein weiches, warmes Gefühl der Sicherheit wird sie sich heute genehmigen“ (G, 164). Sie sitzen endlich wieder unter ‚Gleichgesinnten‘, dort essen „Anzugträger oder betont Lässige mit Pulli, Jeans und teuren Turnschuhen“ (ebd.), die sich das Mittagessen in diesem Restaurant wie selbstverständlich leisten können. Auffällig ist, dass erst, als beide dort ohne Sorge sitzen

können, Isabell die anderen Menschen um sie herum „endlich wieder wunderbar egal [sind], die anderen, denen es gut geht, die hierher gehören“ (G, 165). Wie wichtig ökonomischer Erfolg und der soziale Status für das Gelingen ihrer Beziehung sind, zeigt sich auch in Isabells Reaktion auf Georgs Nachricht: „Die Bezahlung sei gut, mehr als gut, sagt er und nickt dabei. Sie sieht, dass er sich freut, und sie muss gleich die Hände um sein Gesicht schließen, weil es sie rührt, dass er seine Freude versucht im Zaum zu halten, aber nicht dagegen ankommt“ (ebd.).

Bemerkenswerterweise berührt Isabell Georg jetzt wieder. Zuvor, in der Perspektiv- und Ratlosigkeit und als „die Kluft zwischen ihnen unüberwindbar schien“ (G, 164), gab es in ihrer Beziehung weder Raum für Zuwendung noch für Nähe. Nur kurze Zeit später zerschlägt sich Georgs mit der Zusage verbundene Hoffnung wieder, „ein Anruf ließ sie in Enttäuschung, Wut und Angst zerspringen“ (G, 165). Nicht nur Isabell und Georg misslingt die Kommunikation über ihre Sorgen, Ängste und Gefühle, auch ihr soziales Umfeld erweist sich nicht als emotionale Stütze in der Not. Als sich Isabell mit ihrer langjährigen Freundin und ehemaligen WG-Mitbewohnerin Miriam trifft, die als Musikerin nun in London lebt und mit ihrem Agenten für einen Termin mit einer Plattenfirma angereist ist, erzählt Isabell ihr nach einem anfänglichen oberflächlichen Austausch über die letzte Zeit unvermittelt von ihrer Auftrittsangst, den zitternden Händen und der Arbeitslosigkeit. Miriam aber ist unfähig, adäquat auf die Probleme ihrer Freundin einzugehen: „Ich kenne Leute, denen das passiert ist. Wer weiß, wie viele von denen Betablocker schlucken. Wusstest du, dass Betablocker Haarausfall verursachen?“, sie lacht und Isabell bereut, mit dem Thema angefangen zu haben“ (G, 234). Als Miriam das Problem kleinredet („Man muss nur wissen, zu wem man geht. Auftrittsangst, daran kann man arbeiten“; G, 234–235) und Isabell ihr resigniert entgegnet, dass weder sie noch Georg aktuell eine Therapie bezahlen könnten, wirkt Miriam „auf einmal abgelenkt, sie nestelt an dem Riemchen ihrer Sandale und antwortet nicht“ (G, 235), woraufhin Isabell „ein Anfall von Müdigkeit [überkommt], es ist, als wäre alle Energie aus ihr herausgeflossen“ (ebd.).

Die Resignation, die sich in Isabells Empfinden spiegelt, findet sich auch bei Georg wieder. Als verkündet wird, dass Georgs Verlagshaus in finanziellen Schwierigkeiten steckt und Stellen abbauen wird, denkt Georg illusionslos:

Er beneidet jeden, der seine Laufbahn bald hinter sich hat. Laufbahn, Laufen, auf der für ihn bestimmten Bahn, ein Sprint, nein, ein Langstreckenlauf, bei dem ihm jetzt schon die Luft ausgeht. Sein Leben besteht aus Etappen, die vor allem davon geprägt sind: ständig zu spät zu kommen. Zu spät geboren zu sein, um den digitalen Wandel und die fragilen Kapitalmärkte als exotische Kosmen, irgendwo, weit weg, zwar wahrnehmen zu dürfen, aber sie nicht sofort aufs eigene Leben, auf die höchstpersönliche Existenz in den eigenen vier Wänden beziehen zu müssen. Zu spät, um an seinen Beruf glauben zu dürfen, ohne Angst vor Zahlen und Umstrukturierungen. Wie gut hatten die alten Kollegen es noch. Sie strahlten

diese Sicherheit aus, den richtigen Job gewählt zu haben. Im Sommer ging's ins eigene Landhaus, Provence oder Toskana, und die Rente war auch komfortabel. Er fühlt sich jeden Tag ein wenig kleiner. Zu spät, um ein Familienvater zu sein, der etwas Bleibendes aufbaut. Eine Immobilie anschafft. Wohnen, Mieten, Kaufen, das Thema macht ihn zum Verlierer. Die Zeiten der vernünftigen Preise sind vorbei und werden nicht wiederkommen. (G, 123)

Diese Textstelle bündelt die zentrale Erkenntnis, dass das Lebensmodell der Elterngeneration für Angehörige der urbanen, hochqualifizierten Mittelschicht, wie sie von Isabell und Georg vertreten wird, ungültig geworden ist. Georg reflektiert an dieser Stelle sich selbst und zugleich das ‚Schicksal‘ seiner Generation. Der eklatante Unterschied zwischen der (elterlichen) industriellen und der spätmodernen bzw. postindustriellen Gesellschaft offenbart, inwiefern zunehmend altbekannte Sicherheiten wie die Perspektive auf ein Normalarbeitsverhältnis oder den sukzessiven Aufbau von Vermögen aufgelöst werden. Auch Nachtwey betont: „Unter der Oberfläche einer scheinbar stabilen Gesellschaft erodieren seit Langem die Pfeiler der sozialen Integration, mehren sich Abstürze und Abstiege.“²³ Die Generation der Spätmoderne findet sich in einer Welt der Vorläufigkeit, Ungewissheit und Unsicherheit wieder, mit der sie stetig konfrontiert wird. Die Investition in Bildung hat nicht dazu geführt, dass sich Georg und Isabell eine sichere Existenz aufbauen konnten – obwohl sie Zeit ihres Lebens davon ausgegangen sind, „sich den Anspruch auf Sicherheit verdient zu haben“ – nun folgt die Erkenntnis: „Doch es gibt keinen Anspruch auf Sicherheit“ (G, 292). Am Ende des Romans werden beide keine neue Anstellung gefunden haben. Die Desillusionierung, die sich in *Die Glücklichen* sukzessiv steigert, kennzeichnet den Roman *Streulicht*, um den es im Folgenden gehen soll, von Anfang an.

3 Deniz Ohde: *Streulicht* (2020)

Deniz Ohdes *Streulicht* handelt von der Geschichte einer namenlosen Ich-Erzählerin aus einem deutschen Industriegebiet. Im Klappentext heißt es:

Industrieschnee markiert die Grenzen des Orts, eine feine Säure liegt in der Luft, und hinter der Werksbrücke rauschen die Fertigungshallen. Hier ist die Erzählerin aufgewachsen, hierher kommt sie zurück. Und während sie die alten Wege geht, spürt sie den Sollbruchstellen in ihrem Leben nach, der Kluft zwischen Bildungsversprechen und erfahrener Ungleichheit. (SL, Klappentext)

²³ Nachtwey, *Die Abstiegs-gesellschaft*, 8.

Im Zentrum des Romans stehen die Herkunft der Protagonistin sowie die Auswirkungen auf ihren Bildungs- und Lebensweg. Sie ist die Tochter einer türkischstämmigen Mutter, die sich als Reinigungskraft verdingt, und eines deutschen Vaters, der als Fabrikarbeiter in demselben Betrieb wie schon der Großvater seit 40 Jahren Aluminiumbleche in Lauge taucht (vgl. SL, 11), dem Alkohol verfallen ist und den Lebensraum der Familie bis an den Rand „mit den Billigprodukten aus Ein-Euro-Läden, Aldi-Sondertischen und Flohmärkten“ (ebd.) zumüllt. In diesen schwierigen sozialen Verhältnissen wächst die Ich-Erzählerin auf und erkämpft sich mühevoll eine Biografie, die ihr nicht zugestanden wird: von der ‚Unterschicht‘ über den zweiten Bildungsweg an die Universität. Was zunächst wie eine vielversprechende Anlage für einen glücklichen Bildungsroman anmutet, entpuppt sich als Erfahrung der Desillusionierung und Mehrfachdiskriminierung. Formal unterteilt sich der Roman in 38 Kapitel, die nicht nummeriert und ohne Titel sind.

Streulicht wird zum populär gewordenen Genre der Autoziobiografie gezählt,²⁴ das sich mit der Übersetzung von Didier Eribons *Retour à Reims* (frz. 2009, dt. Übersetzung 2016²⁵) im deutschsprachigen Raum etabliert hat. ‚Autoziobiografien‘ bezeichnen jene „(literarische[n]) Texte [...], die Arbeiter*innenklassenherkunft als autobiographische Erzählung mit Blick auf die sozialen Gegebenheiten verhandeln“.²⁶ Der jeweiligen Klassenherkunft nähern sich die Texte „in einer retrospektiven, schreibenden ‚Rückkehr‘ – wobei die Rückkehr zumeist auch Plot der Erzählung ist – (wieder) an“.²⁷

So setzt sich auch die Ich-Erzählerin in *Streulicht* mit ihrer eigenen sozialen Herkunft auseinander, die biografische Schnittstellen mit der von Ohde aufweist. Für die Hochzeit ihrer Schulfreunde Sophia und Pikka kehrt die Erzählerin an ihren Heimatort und zu ihrem inzwischen verwitweten Vater zurück. In Rückblenden erzählt sie von ihren Kinder- und Jugendtagen, von der sozialen Ausgrenzung und der Scham aufgrund ihrer Herkunft aus der Unterschicht, das Auf-

24 Vgl. u. a. Heribert Tommek, Rückkehr zur Klasse. Soziologisierte Gegenwartsliteratur in Frankreich und Deutschland (Eribon, Ernaux, Ohde, Baron), in: ‚Die drei Kulturen‘ reloaded. Neue Perspektiven auf einen Klassiker der Literatursoziologie, hg. von Christine Magerski und Christian Steuerwald, Wiesbaden 2024, 105–122; Carolin Führer, Prekarität erzählen. Klasse und Subjektorientierung aus literaturdidaktischer Sicht, in: Informationen zur Deutschdidaktik 3 (2023), 65–73; Christoph Schaub, Arbeitende Klasse und Diversität. Über persönliche Erzählungen in der Gegenwartsliteratur, in: Identitätspolitik in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Themenheft der Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 15 (2024), H. 1, 33–46.

25 Didier Eribon, Rückkehr nach Reims, Berlin 2016.

26 Schaub, Arbeitende Klasse und Diversität, 35.

27 Christina Ernst, ‚Arbeiterkinderliteratur‘ nach Eribon. Autoziobiographie in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, in: Lendemains 45 (2020), H. 180, 77–91, hier: 79.

wachsen in einem bildungsfernen Elternhaus, der Armut und erlebten Fremdenfeindlichkeit als Tochter einer türkischen Mutter. Wie Christoph Schaub bemerkt, verzichtet Ohde „im Gegensatz zu Eribon [...] allerdings ganz bewusst auf politisches und soziologisches Vokabular, denn es geht ihr darum, die Klassengesellschaft durch das Literarische und die persönliche Dimension nachfühlbar und darstellbar zu machen“.²⁸ Dabei stehe weniger die Selbstrepräsentation im Zentrum als vielmehr der erfahrene ‚Klassenübergang‘.²⁹ Der auf Chantal Jaquet zurückgehende Begriff *Transclass* zielt auf Menschen, „die qua Bildungsreise eine Klassentransformation vollzogen [haben] (häufig auch als sogenannte ‚Bildungsaufsteiger*innen‘ bezeichnet)“.³⁰ Dabei verweist *Transclass* insbesondere auf eine „Positionierung ‚zwischen‘ den Klassen und macht aufmerksam auf die mit sozialer Mobilität häufig einhergehenden Erfahrungen der fehlenden bzw. ausbleibenden Zugehörigkeit und des gespaltenen Habitus“.³¹ Im Roman werden durch das retrospektive Erzählen und die Position der Erzählerin als *Transclass*-Figur infolge einer Bildungsreise gleich mehrere Perspektiven ermöglicht.³² Für Arianna Di Bella bietet Ohdes Roman „vielfältige Lesarten an: Erinnerungsbericht, Familien- und Aufsteigergeschichte, Autobiografie, postmigrantischer Roman oder Coming-of-Age-Roman mit zahlreichen Gedankenwendungen des Ich und wenigen Erzählelementen“.³³

Inwiefern sich das Narrativ ‚Aufstieg durch Bildung‘ als brüchig erweist und die Bildungsreise der Ich-Erzählerin in erster Linie ein langwieriger, schmerz- und leidvoller Weg ist, arbeitet der Roman fein nuanciert heraus. So begegnet ihr das Bildungssystem schon früh als ein von Distinktionen geprägter Ort. Als sie gemeinsam mit ihrer Freundin Sophia aufs örtliche Gymnasium eingeschult wird, ahnt sie schnell, dass sie in diese soziale Sphäre nicht passt:

Den Lehrern war es ungemein wichtig, uns klarzumachen, dass wir die zukünftige Elite seien [...]. Es handelte sich dabei um eine implizite Aufforderung, so viel ahnte ich damals

²⁸ Schaub, *Arbeitende Klasse und Diversität*, 41.

²⁹ Vgl. Schaub, *Arbeitende Klasse und Diversität*, 35.

³⁰ Anja Kerle und Alban Knecht, *Fiktionale Belletristik und Autosozioographien als Gegendiskurse zu Narrativen über Armutsbetroffene. Klassenreisende erzählen vom Aufwachsen in Armut*, in: *Armutsdiskurse. Perspektiven aus Medien, Politik und Sozialer Arbeit*, hg. von Anja Kerle, Fabian Kessel und Alban Knecht, Bielefeld 2025, 187–195, hier: 189–190, Fußnote 2.

³¹ Kerle und Knecht, *Fiktionale Belletristik und Autosozioographien als Gegendiskurse zu Narrativen über Armutsbetroffene*, 190, Fußnote 2.

³² Vgl. Schaub, *Arbeitende Klasse und Diversität*, 41.

³³ Arianna Di Bella, *Zur Vater-Tochter-Beziehung in Familien mit postmigrantischem Hintergrund*. Deniz Ohdes *Streulicht* und Dilek Güngörs *Vater und ich*, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 55 (2023), H. 2, 47–57, hier: 49–50.

schon, aber welches Verhalten genau von mir verlangt wurde, was genau damit zusammenhing, dass ich zur Elite gehören sollte, verstand ich nicht (SL, 60),

woraus sich „eine allgemeine Ratlosigkeit“ (ebd.) ergibt. Ihre Freundin Sophia hingegen, im Text als Antagonistin konzipiert, weiß genau, worauf es ankommt: Sie kommt aus wohlhabenden, gutbehüteten Verhältnissen, erfährt (wie es ihre Mutter nennt) eine ‚umfassende Bildung‘ und verbringt die Freizeit im Reitstall oder beim Ballett. Im Kontrast zu Sophia und den anderen Mitschüler:innen vermittelt der Ort der Oberstufe der Ich-Erzählerin wiederkehrend das Gefühl, nicht dazuzugehören. Aus ihrer anfänglichen Ratlosigkeit entwickelt sich zunehmend eine Ahnung der Deplatzierung, die mit dem Gefühl von Klassenscham einhergeht:

Ich ahnte, dass es etwas mit einer Haltung zu tun hatte. Damit, nicht ungeduscht zu sein oder Löcher im Pullover zu haben. Ich ahnte, dass meine vom Waschen fusseligen grauen Oberteile mit Drachenaufdruck nicht geeignet waren. Ich ahnte, dass mein Wohnort nicht geeignet war und die alten Möbel in der Küche. (SL, 61)

Aus dieser Ahnung entsteht ein Gefühl über die Unzulänglichkeit der eigenen Herkunft, denn „ich hatte das Gefühl, dass es etwas damit zu tun hatte, wie ich lachte. [...] Es hatte etwas mit meinem geheimen Namen zu tun und damit [...], dass ich zum Mittagessen Tiefkühlpizza bekam und niemand in unserer Wohnung an irgendeinem Tisch aß“ (ebd.). Merkwürdig nimmt die Ich-Erzählerin das Fehlen eines gewissen klassenspezifischen – im Speziellen bildungsbürgerlichen – Habitus an sich selbst wahr. Diese Wahrnehmung skizziert sie als schrittweise emotionale Entwicklung, die in der Erkenntnis mündet, dass die wahrgenommene Ausgrenzung mit ihrer bildungsfernen Herkunft korreliert – und sie damit als unpassend und *anti-bürgerlich* ausweist:

Es hatte damit zu tun, dass meine Eltern die Fernsehzeitung abonniert hatten und niemand eine Tageszeitung las. [...] Es hatte damit zu tun, dass mein Vater bei seinem letzten Gang zum Buchclub den Band *Bildung. Alles was man wissen muß* gekauft hatte [...]. Wie mein Vater glaubte ich, dass das Buch ein Heilmittel gegen meine Unzulänglichkeit sei [...]. (SL, 71)

Ihre Hausaufgaben macht sie, während der alkoholranke Vater nebenbei Talkshows schaut. Von Zeit zu Zeit verbarrikadiert sich dieser tagelang im Wohnzimmer und prügelt betrunken auf die Möbel ein. ‚Wenigstens das‘ – und nicht auf Frau und Kind, wie die Mutter der Ich-Erzählerin mehrmals still bemerkt. Die Mutter ist selbst vor ihrer Mutter und deren Gewalt aus der Türkei geflohen. Ihre eigene Tochter erzieht sie aufgrund der erfahrenen Unzulänglichkeit zur Unauffälligkeit, zum Still- und Angepasstsein. Als die Ich-Erzählerin in der 11. Klasse die Aufgabe erhält, darüber nachzudenken, „was zu meiner Identität gehörte und

was nicht“ (SL, 176), und nach 15 Minuten immer noch nichts auf ihr Blatt zu schreiben weiß, will ihr die Lehrerin helfen, indem sie sie fragt, woher ihre Familie stamme – und sich gleich im Anschluss daran selbst unsicher ist:

„Du bist deutsch, oder?“, sie fragte es in sich vergewisserndem Tonfall, *du kommst mir normal vor*. [...] „Meine Mutter kommt aus der Türkei“, sagte ich. „Ach so, na guck mal, siehst du! Da hast du doch was! – Du fühlst dich aber gut integriert, oder?“ (SL, 179; Hervorhebung im Original)

An dieser Stelle wird die Ich-Erzählerin aufgrund ihrer türkischstämmigen Mutter als ausländisches Kind stigmatisiert, aus dem Bereich des gesellschaftlichen ‚Dazugehörens‘ exkludiert und als ‚Andere‘ marginalisiert. Die Diskriminierungen und Ausgrenzungen, die die Erzählerin mehrfach erfährt, sind nicht nur durch ihre Klassenherkunft motiviert, sondern intersektional auch mit Xenophobie verwoben.³⁴

Die gymnasiale Oberstufe ist im Roman ein zutiefst bürgerlich konnotierter Ort, an dem sich Kinder wie Sophia zugehörig fühlen – und zugleich als solche auch markiert werden. Etwa dann, wenn der Gymnasiallehrer auf einem Elternabend das ‚Vorzeigemädchen‘ Sophia als „ein ganz engagiertes Mädchen“ lobt und betont: „dieses Kind wird es zu etwas bringen“, da sie jene ehrgeizige „Einstellung [hat], die man als Lehrer sucht“ (SL, 215). Inwiefern die Schule auch als Ort der institutionellen Diskriminierung und Reproduktion sozialer Ungleichheit fungiert, wird nur einen Moment später deutlich, als der Lehrer in demselben Atemzug feststellt: „die ausländischen Kinder, auf der anderen Seite, haben viele Probleme, das muss man ganz deutlich sagen“ (ebd.). Diese rassistische Zuschreibung auf eine vermeintlich homogene Gruppe („die ausländischen Kinder“) spricht den betroffenen Schüler:innen nicht nur ihre Individualität ab, sondern konstruiert damit auch eine Alterität, die kontrastiv den ‚deutschen‘ Vorzeigeschüler:innen gegenübersteht, die vom Lehrer als das ‚Eigene‘ erkannt und klar bevorteilt werden. Dabei bleiben die Stigmatisierung und Fremdenfeindlichkeit, die die Ich-Erzählerin in der Schule erlebt, nicht auf diesen Bereich beschränkt, sondern spiegeln sich auch in ihrem sozialen Umfeld wider. So empfindet ihre beste Freundin Sophia keinerlei Empathie für die Verhältnisse der Ich-Erzählerin, für die Hürden und Hindernisse, die ihr im Weg stehen und die sie ganz allein überwinden muss. Ganz im Gegenteil: Sophia hat sich den vorgelebten Alltagsrassismus längst zu eigen gemacht. Dieser zeigt sich in ihrem snobistischen Klassenstolz

³⁴ Vgl. Kerle und Knecht, *Fiktionale Belletristik und Autosoziographien als Gegendiskurse zu Narrativen über Armutsbetroffene*, 191.

der Freundin gegenüber, als diese zaghaft mit dem Gedanken spielt, nach der Abendschule studieren gehen zu wollen:

Sophia sagte, ich solle mir gut überlegen, ob die Uni wirklich das Richtige für mich sei. Es sei doch eine ganz andere Arbeitsweise als am Gymnasium und außerdem habe es nicht viel zu bedeuten, ob ich an meiner Schule [d. i. einer Abendschule] gute Noten hätte oder nicht, „es ist ja mehr eine Oberstufe für Realschüler. Ich will dir jetzt nicht den Erfolg schlechtreden, aber das muss man bedenken. Das Niveau ist niedriger, damit auch andere es schaffen können. Es sind ja viele dort, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, weißt du was ich mein? Ich sag's nur so als Vorwarnung. Später wird das nochmal anders.“ (SL, 188)

Sophia übt an dieser Stelle soziale Distinktion aus und fungiert als gesellschaftliche ‚Platzanweiserin‘. Für sie stellt allein das Merkmal ‚Bürgerlichkeit‘ einen garantierten Zugang zu gesellschaftlicher Vollpartizipation dar. Zudem impliziert sie im Subtext, selbst ein Anrecht darauf zu haben, wohingegen sie ihrer Freundin dieses abspricht. Als sich die Ich-Erzählerin nach ihrem Abschluss an einer Abendschule schlussendlich auf eine weiterführende Schule bewirbt, um dort ihr Abitur nachzuholen, wird sie nur von einer einzigen Schule zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen. Im Gespräch mit dem Direktor macht dieser aus seinen Ressentiments gegenüber Schüler:innen der Abendschule keinen Hehl:

„Was für Gestalten da kommen. Gewalt gibt es, Drogen, soziale Verwahrlosung. Sie wirken nicht wie eine typische Schülerin dieser Schule. [...] Sie wirken wirklich vernünftig, um nicht zu sagen intelligent. Deshalb ist ihr Notendurchschnitt an dieser Schule ja schon beinahe folgerichtig. Wenn Sie nur so gesittet dort gesessen haben, wie Sie es gerade hier tun, wird man Ihnen schon eine Eins gegeben haben.“ (SL, 168)

Mit der Bezeichnung „Gestalten“ werden diese Schüler:innen nicht nur von einer sozial höheren Position aus dehumanisiert, sondern auch mit Kriminalität und Asozialität in Verbindung gebracht und als ‚verkommene Gruppe‘ diskriminiert. Dass die Ich-Erzählerin diesem Bild augenscheinlich nicht entspricht und auf den Direktor sogar intelligent wirkt, erstaunt ihn zunächst – unverzüglich aber spricht er ihr den Anschein der Intelligenz wieder ab mit dem Argument, die guten Noten seien einzig auf ‚sittsames‘ Verhalten zurückzuführen. Unausgesprochen wird an dieser Stelle das Geschlecht der Ich-Erzählerin adressiert, die als Frau aufgrund vermeintlicher Tugendhaftigkeit mit guten Noten ‚belohnt‘ würde. Im Subtext keimen alte patriarchale Herrschaftsstrukturen auf, die sich mit der Anforderung an die bürgerliche, tugendhafte Frau verbinden, den Anstand zu wahren und gegenüber dem Mann wohlherzogen und bescheiden aufzutreten. Hier findet also ein Wechsel statt: Die Ich-Erzählerin wird zwar von der Zugehörigkeit zu einer deprivilegierten sozialen Gruppe der ‚Verwahrlosten‘ befreit und der sozial höher positionierten Gruppe der ‚bürgerlichen Frauen‘ zugeordnet. Nichtsdestotrotz

erfährt sie erneut, nun aufgrund ihres Geschlechts, eine ihre Fähigkeiten infrage stellende Degradierung und strukturelle Diskriminierung.

So wächst in der Ich-Erzählerin eine tiefgreifende Unsicherheit heran, die ihre personale Identität und ihre Zugehörigkeit zu Bereichen außerhalb einer deklassierten Arbeiterschicht betrifft. Durch die permanente Infragestellung dieser Zugehörigkeit, ihrer Fähigkeiten und ihrer Intelligenz internalisiert sie das Gefühl, an Orten wie dem Gymnasium oder der Universität nicht dazuzugehören und sich daher unsichtbar machen zu müssen. So bleibt sie schlussendlich an ihrem angestammten Platz und arbeitet – als sie später doch studiert – in den Semesterferien wie ihre Mutter im Reinigungssektor als Aushilfskraft, anstatt wie ihre Kommiliton:innen ein zukunftsförderndes Praktikum zu absolvieren. Denn ihr fehlt das, was Kinder wie Sophia bereits von zu Hause aus mitbekommen haben: der Zugang zu informellem und institutionalisiertem Wissen darüber, wie man Netzwerke knüpft, an die richtigen Praktika kommt und wie der Weg nach oben funktioniert:

„Es gibt nur wenige Plätze an der Sonne“, hatte Lukas [d. i. ein Kommilitone] immer gesagt, und die Sonne, das waren die großen Institutionen und Unternehmen. [...] Ich ging von Anfang an davon aus, dass die Plätze an der Sonne für andere reserviert waren, diese diffusen „anderen“, von denen auch mein Vater immer sprach. (SL, 260–261)

Dass die junge Frau sich nicht zu jenen zählt, für die diese Plätze reserviert scheinen, leitet sich für sie wie eine vermeintliche Kausallogik ab. So bleibt die Erzählerin, die im Prekariat aufgewachsen ist, auch nach ihrem Studienabschluss in prekären Verhältnissen gefangen. Sie findet keine Anstellung, da sie für den Arbeitsmarkt uninteressant scheint:

[Z]uletzt [saß ich] einmal die Woche mit meinem schmalen Lebenslauf unterm Arm beim Arbeitsamt [...]. Niemand dort wusste etwas mit mir anzufangen [...] und man schickte mich von *Arbeit Direkt*, was nicht erfolgreich war, weil noch nicht einmal die Verkehrszählung mich anstellen wollte, wieder zurück ins reguläre Programm und von dort zum Bewerbungstraining. (SL, 269)

Obwohl sich die Ich-Erzählerin den Diskriminierungen zum Trotz bis an die Universität gekämpft hat, steht ein Happy End ihrer Lebensgeschichte noch aus. Dass die Literaturkritik in *Streulicht* einen gelungenen Bildungsroman sieht, verschleiert die manifeste Desillusionierung und intersektionale Diskriminierung. Wie Philipp Böttcher treffend bemerkt, verkennt die Einordnung als Bildungsroman all jene vulnerablen Aspekte, die der Text bereithält:

– ganz so, als habe der Roman ein emphatisches Verständnis von Bildung, Chancengleichheit und Aufstiegsversprechen nicht radikal infrage gestellt, als könne Bildung nach der Lektüre noch als Antwort auf soziale Ungleichheit angesehen werden [...].³⁵

Anders als etwa ihre wohlsituierten Freund:innen Pikka und Sophia, die von den Eltern reichlich gefördert werden, fehlt es der Protagonistin von Anfang an familiärer Unterstützung oder Zuspruch. Ganz im Gegenteil: Die ‚Investition in Bildung‘ als nicht selbstverständliche Möglichkeit reflektiert der Roman anhand der Schul- und Bildungserfahrungen der Erzählerin. Dabei macht er nicht nur die erlebten Klassismuserfahrungen der Protagonistin sichtbar, sondern betont auch eine nachhaltig existierende strukturelle wie intersektionale Diskriminierung auf unterschiedlichen Ebenen.

4 Fazit

So unterschiedlich die Romane *Die Glücklichen* und *Streulicht* auf den ersten Blick sind, so bemerkenswert sind die Perspektiven, die die Texte auf Figuren in prekären Lebenslagen werfen. Im kontrapunktischen Verhältnis zueinander zeigen die Romane unterschiedliche Ausprägungen sozialer Prekarität und zugleich Gemeinsamkeiten wie die allgegenwärtige Unsicherheit und Ungewissheit, denen die Hauptfiguren ausgesetzt sind. In beiden Romanen erweist sich das Versprechen ‚Aufstieg durch Bildung‘ als brüchig und illusorisch. Deutlich wird überdies, dass alle drei Hauptfiguren mit dem Gefühl der sozialen Exklusion aufgrund von Klassismus und Prekarität konfrontiert sind, das sich zu einer die eigene Person infrage stellenden Erfahrung steigert. Im Vergleich der Romane wird zudem die enorme Wirkmächtigkeit sozial normativer Klassenvorstellungen transparent: Während sich Isabell und Georg als Vertreter:innen einer bürgerlich-urbanen Mittelschicht ökonomische und berufliche ‚Niederlagen‘ in ihrem Lebenslauf nicht ‚leisten‘ dürfen, wird dies von der Ich-Erzählerin in *Streulicht* erst gar nicht erwartet. Vielmehr gilt sie dort als Angehörige der Arbeiterklasse von Geburt an als ‚Versagerin‘, die für ihr Potenzial zum Bildungsaufstieg von der bürgerlichen ‚Bildungselite‘ ihrer Umgebung äußerst kritisch beäugt wird. Damit wird nicht zuletzt auch der Mythos der Chancengleichheit negiert und stattdessen das Fortbestehen von Stigmatisierungs- und Selektionsprozessen bestätigt, die sich in einer intersektionalen Ver-

35 Philipp Böttcher, Ewig Peripherie? Raumdarstellung, Postmigrationserfahrungen und Gesellschaftsdiagnose in Deniz Ohdes *Streulicht*, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 48 (2023), H. 2, 481–506, hier: 502–503.

schränkung potenzieren. Die Diffusität des Prekariats könnte sich in Zukunft noch ausweiten. In der aktuellen Literatur wird mit der Thematisierung sozialer Problemlagen wie prekären Lebensverhältnissen, sozialen Ausschlussmechanismen und ökonomischer Ausweglosigkeit bereits eine ‚neue soziale Frage‘ aufgeworfen, die es wahr- und vor allem ernst zu nehmen gilt.³⁶

Literatur

Primärliteratur

Bilkau, Kristine: Die Glücklichen. Roman, 3. Aufl., München 2017 [= G].

Eribon, Didier: Rückkehr nach Reims, Berlin 2016.

Kisch, Robert: Möbelhaus. Ein Tatsachenroman, München 2015.

Ohde, Deniz: Streulicht, Frankfurt a. M. 2020 [= SL].

Sekundärliteratur

Böttcher, Philipp: Ewig Peripherie? Raumdarstellung, Postmigrationserfahrungen und Gesellschaftsdiagnose in Deniz Ohdes *Streulicht*, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 48 (2023), H. 2, 481–506.

Bude, Heinz: Die Gesellschaft der Angst, Hamburg 2014.

Di Bella, Arianna: Zur Vater-Tochter-Beziehung in Familien mit postmigrantischem Hintergrund. Deniz Ohdes *Streulicht* und Dilek Güngörs *Vater und ich*, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik 55 (2023), H. 2, 47–57.

Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache: DWDS-Wortverlaufskurve für „Prekariat“, <https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=zeitungenxl&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=1&prune=0&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1946%3A2021&q1=Prekariat> (02.04.2025).

Dörre, Klaus: Prekarität – eine Frage der Klasse? Zum Formwandel unwürdiger Lohnarbeit, in: Bürger & Staat. Prekäres Leben. Arbeitswelten in Verunsicherung 74 (2024) H. 2, 82–90.

Duden online: Prekariat, <https://www.duden.de/node/114447/revision/114483> (02.04.2025).

Duden online: Prekarität, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Prekaritaet> (02.04.2025)

Ernst, Christina: ‚Arbeiterkinderliteratur‘ nach Eribon. Autoethnobiographie in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, in: Lendemains 45 (2020), H. 180, 77–91.

Führer, Carolin: Prekarität erzählen. Klasse und Subjektorientierung aus literaturdidaktischer Sicht, in: Informationen zur Deutschdidaktik 3 (2023), 65–73.

Kerle, Anja, und Alban Knecht: Fiktionale Belletristik und Autoethnographien als Gegendiskurse zu Narrativen über Armutsbetroffene. Klassenreisende erzählen vom Aufwachsen in Armut, in: Ar-

³⁶ Till Mischko hat sich der Aktualität des Prekariatsthemas in seiner Dissertation gewidmet: Till Mischko, Prekarität in deutschsprachigen Romanen der Gegenwart, Berlin 2022.

- muttsdiskurse. Perspektiven aus Medien, Politik und Sozialer Arbeit, hg. von Anja Kerle, Fabian Kessel und Alban Knecht, Bielefeld 2025, 187–195.
- Kraemer, Klaus: Ist Prekarität überall?, in: Von „Neuer Unterschicht“ und Prekariat. Gesellschaftliche Verhältnisse und Kategorien im Umbruch. Kritische Perspektiven auf aktuelle Debatten, hg. von Claudio Altenhain, Anja Danilina, Erik Hildebrandt et al., Bielefeld 2008, 139–150.
- Marchart, Oliver (Hg.): Facetten der Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Verhältnisse. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Prekarisierung von Arbeit und Leben, Bielefeld 2014.
- Mischko, Till: Prekarität in deutschsprachigen Romanen der Gegenwart, Berlin 2022.
- Nachtwey, Oliver: Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne, 8. Aufl., Frankfurt a. M. 2018 [1. Aufl. 2016].
- Reckwitz, Andreas: Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne, 6. Aufl., Berlin 2020.
- Schaub, Christoph: Arbeitende Klasse und Diversität. Über persönliche Erzählungen in der Gegenwartsliteratur, in: Identitätspolitik in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Themenheft der Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 15 (2024), H. 1, 33–46.
- Schelsky, Helmut: Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft, in: Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse, hg. von Heike Solga, Justin Powell und Peter A. Berger, Frankfurt a. M. und New York 2009, 201–206.
- Tommek, Heribert: Rückkehr zur Klasse. Soziologisierte Gegenwartsliteratur in Frankreich und Deutschland (Eribon, Ernaux, Ohde, Baron), in: ‚Die drei Kulturen‘ reloaded. Neue Perspektiven auf einen Klassiker der Literatursoziologie, hg. von Christine Magerski und Christian Steuerwald, Wiesbaden 2024, 105–122.
- Vogel, Berthold: Das Prekariat – eine neue soziale Lage?, in: Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, hg. von Robert Castel und Klaus Dörre unter Mitarbeit von Peter Bescherer. Frankfurt a. M. und New York 2009, 197–208.
- Wille, Lisa: Precarious Lives and Social Decline in Marlene Streeruwitz's *Jessica*, 30. and Kristine Bilkau's *Die Glücklichen*, in: Representing Social Precarity in German Literature and Film, hg. von Sophie Duvernoy, Karsten Olson und Ulrich Plass, New York und London 2023, 277–295.